

Berlin zur Zeit des Nationalsozialismus

1929

„I never thought I would find,
the ideal girl I had in mind.

Till I found the girl of my dreams.“¹

Leise summte Anat² die Töne mit. Nichts liebte sie mehr, als Silvers Stimme zu hören. Silver lag seitlich auf der smaragdgrünen Chaiselongue und setzte ein kontrolliertes Vibrato auf jeden Vokal, den sie sang. Tosender Beifall jagte durch das Cabaret, welches mehr an eine Spelunke erinnerte, als der Gesang verstummte. „Bravo! Bravo!“, lobte Anat ihre Freundin. Die beiden kannten sich schon eine Ewigkeit, beinahe drei Stunden. Dennoch kam es beiden so vor, als hätten sie in diesen drei Stunden die Emotionen, die Gespräche, die Dramen und die Versöhnungen einer Ewigkeit nachgeholt.

Anat nahm einen Schluck ihres Drinks, der ihr von einem adretten Herrn an der Bar spendiert worden war. Kurz hatte Anat mit ihm gesprochen, doch bereits nach einigen Minuten hatte sich herausgestellt, dass der Kerl Anhänger der KPD war, und mit Kommunisten wollte sie nichts am Hut haben. Nun saß sie alleine an einem tellerrunden Einzeltisch und nippte von Zeit zu Zeit an ihrem Gin Tonic.

Ihr war bewusst, dass sie mit ihrer Anwesenheit gegen die Regel verstieß, am Sabbat nicht auszugehen³. Nur war es nicht so, dass dies die einzige Regel war, gegen die Anat regelmäßig verstieß. Ständig brach sie das Gebot, am Sabbat nicht zu arbeiten, und vor zwei Jahren hatte sie sogar eine heimliche Abtreibung vorgenommen.⁴ Ihre Eltern wären wohl bitter enttäuscht gewesen, hätten sie herausgefunden, dass ihre jüngste Tochter ganz und gar keine gute Jüdin abgab.

¹ Sunny Clapp & His Band with vocals Bob Huchigson, I Found The Girl Of My Dreams, 1929

² Namensbedeutung: fröhlich, aktiv, <https://de.surnameanalysis.com/Anat-bedeutung-des-namens.html>

³ Juden ist es am Sabbat nur erlaubt, eine bestimmte Strecke zu gehen

⁴ Abtreibung ist im Judentum nur bis zum 41. Tag erlaubt, <https://www.religionen-entdecken.de/lexikon/a/abtreibung-im-judentum>

Anat blickte gerade zufällig in Richtung der Eingangstür, als ein junger, gut aussehender Mann hinein trat. Er war groß, schlank, blond und sein Gesicht war von markanten Konturen geprägt. Seine Lippen zeigten das Augurenlächeln eines ehrenhaften Mannes. Beim Eintreten blickte er sich um und blieb an Anats Blick haften, der den seinen kreuzte.

Eine Viertelstunde später saßen sie gemeinsam an dem tellerrunden Einzeltisch, tranken und unterhielten sich. Der Mann brachte Anat zum Lachen, regte sie zum Nachdenken an und hörte ihr aufmerksam zu.

„Nun, Fräulein Anat, darf ich Sie diesen Samstag zum Essen einladen?“, fragte er schließlich. „Verzeihung, Herr Gester.“, gab sie zur Antwort, „ aber am Sabbat darf ich nicht zum Essen ausgehen, alleine den Weg dorthin mit dem Auto zu fahren, gälte schon als Arbeit.“

Er blickte sie entsetzt an. Nach einer langen Phase des intensiven Anstarrrens erhob er sich, wendete sich von seiner Gesprächspartnerin ab und machte Anstalten, das Cabaret zu verlassen. Doch als er an der Bar vorbei lief, rief ihm eine Stimme hinterher: „Geh nur, du dreckiges Nazi-Schwein!“. Der Beschimpfte machte Halt und drehte sich um, um den Rufer auszumachen. Ein Mann, der zuvor auf einem der Barhocker gesessen hatte, stand auf und stellte sich vor den offenbarten Nationalsozialisten. Es war der adrette Mann, der Anat einen Drink spendiert hatte. Die Atmosphäre im Raum schlug um, denn jedermann wusste, was nun passieren würde. Gläser zersplitterten in tausend Scherben, Blut floss, laute Beschimpfungen flogen durch den Raum und niemand schritt ein. Nach dem sechsten zersprungenen Glas entschied jemand, es wäre wohl doch klüger, die Polizei zu alarmieren. Als diese eintraf, nahm Anat gerade den letzten Schluck ihres vierten Drinks. Etwas beschwipst nahm sie Hut und Mantel und verließ das amüsierende Lokal. Sie winkte einem Taxi.

„Wohin darf es für Sie gehen, Fräulein?“

„Nach Westen, bitte.“

Es war fast wie ein Traum.¹

In Franz loderte ein Feuer. Der Rauch, der sich vom Brand in der Mitte seines Herzens durch seine Arterien und Venen bis hin zu seinem Gehirn bahnte, brachte den giftigen Geruch einer innigsten, gefährlichen Leidenschaft mit sich. Das Gift nannte sich Nationalsozialismus und hatte bereits jede Zelle seines Körpers erreicht. Er war voll und ganz begeistert vom Gemeinschaftsgefühl, welches ihm die Menge um ihn herum gab. Sie waren wie die drei Hirten, die damals die frohe Botschaft, die Geburt Jesu, an das Volk überbrachten. Ebenso zogen die Mitglieder der SA² und des Stahlhelms³ nun durch die Wilhelmstraße und überbrachten ihre frohe Botschaft: Der Reichspräsident hatte soeben Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt.

Franz gewährte einen ihm bekannten Voluntär ungefähr sechs Reihen vor sich. Er stieß sich durch die Menschenmenge und erreichte schließlich den Bekannten. „Tag, Müller!“, brüllte man. „Tag, Franz!“, brüllte eine, den Rufer suchende Stimme zurück. Gegen diese streckte Franz seine Hand, die lächelnd gedrückt wurde. Müller war ein früherer Arbeitskollege von Franz, zusammen waren sie Herr über schier endlose Regalreihen eines Lagerhauses gewesen. Beide wurden etwa zur selben Zeit entlassen, Franz, weil er stets die Unpünktlichkeit zu pflegen wusste, Müller, weil er sich mit der Gattin seines Chefs vergnügt hatte. Seitdem hatten sie sich nicht mehr gesehen und so hatte Franz auch nicht gewusst, dass Müller sich, so wie er selbst, dem Stahlhelm angeschlossen hatte. Müller bat ihm zu rauchen an. Franz nahm dankend an und gemeinsam marschierten sie nebeneinander, während sie sich unterhielten. „Wo hast du die letzten Jahre gesteckt?“, fragte Franz den Freund, der von wenig Worten war. „Danke, gut.“, gab dieser als Antwort und blies den Rauch aus den Flügeln seiner Lunge. Franz entschloss sich zu einem Monolog, er deklamierte von einem Marsch in eine neue Zeit, der den Auftakt⁴ für ein besseres Deutschland geben würde. Pathetisch sprach er von beispielloser Ehre, die ihnen beiden zuteil werden würde, denn sie

¹ Zitat von Joseph Goebbels Rede zur Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, History of Berlin, Infotafel

² Sturmabteilung (gegründet 1921), ursprünglich Turn- und Sportabteilung;
<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/ns-organisationen/sturmabteilung.html>

³ Bund der Frontsoldaten

⁴ <https://www.tagesspiegel.de/kultur/hitlers-machtuebernahme-januar-1933-propaganda-und-wirklichkeit/7699756.html>

selbst sollten in die Geschichtsbücher als Teil eben jenes Auftaktes eingehen. Doch schon schnell konstatierte er, dass keine Notiz von ihm genommen wurde, er entschied sich dann dazu, sich von der alten Bekanntschaft zu verabschieden, und verschwand in der Menge. Zu seiner Rechten sah Franz einen jungen Mann, der gerade mit einem Reporter sprach. „Die Wilhelmstraße gehört uns. Der Führer arbeitet bereits in der Reichskanzlei. Reichspräsident Hindenburg hat nicht ein neues Beamtenkabinett berufen, sondern Adolf Hitler, unseren Führer, zum Reichskanzler ernannt.“⁵, sagte dieser soeben, als Franz näher trat. Die Augen des Reporters glühten auf, als dieser Franz sah. Er bat ihn, selbst einige Worte zum heutigen Ereignis an die Presse zu verlieren. Gerade als Franz daran gedacht war, seinen Mund zu öffnen und dem Reporter eine leidenschaftliche Ansprache zu halten, tippten ihm zwei Fingerspitzen auf die linke Schulter. Er drehte sich zu Seite und sein Blick traf die starren grünen Augen einer jungen Dame. „Reden Sie besser nicht mit diesem Herrn, er arbeitet für die sozialistische Zeitung. Er ist seit zwanzig Jahren Journalist und glaubt bereits, was er lügt. Über seinem Gewissen liegen zehn Betten, und obenauf schläft sein Chef den Schlaf der Ungerechten⁶. Sein Spiel ist stets dasselbe, und stets ist er der Gewinner. Er will Sie befragen und Ihre Antworten so verdrehen, dass Sie am Ende selbst nicht mehr glauben können, das mal gesagt zu haben“, belehrte sie ihn. „Danke, ich weiß, wofür ich stehe, und ich lasse mich ganz gewiss nicht beirren“, erwiderte Franz und wendete sich wieder dem Tagesjournalisten zu.

„Gleich vorweg, darf ich Sie zitieren?“

„Aber sicher.“

„Ihren Namen nennen?“

„Unbedingt!“

„Ihr Name?“

„Franz Scheck, fünfundzwanzig Jahre jung und momentan vollzeitbeschäftigt bei der Reichspost.“

„Nun, Herr Scheck, was führt Sie zu dieser späten Stunde in dieser Kälte an diesen Ort?“

„Herr Goebbels rief in Windeseile alle Mitglieder der SA und des Stahlhelmes dazu auf, einen Fackelzug durch die Wilhelmstraße zu Ehren der Ernennung des neuen Reichskanzlers zu organisieren.“

⁵ Zitat von Joseph Goebbels Rede zur Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, “Story of Berlin” Informationstafel

⁶ Erich Kästner, Fabian, München 1931, S.34

„Sie wollen hiermit also Adolf Hitler eine Ehre zuteil werden lassen?“, hakte die Journalie nach.

„So ist es“, Franz mahnte sich, seine Antworten möglichst knapp zu halten.

„Herr Scheck, ich nehme an, dass Sie die Standpunkte und Taten des neuen Reichskanzlers voll und ganz vertreten. Schildern Sie mir bitte also Ihre Meinung zum Treiben der SA und des Stahlhelmes, zu dem Sie, wie ich schätze, selbst gehören. Würden Sie sagen, die beiden Organisationen tragen zu Hitlers Erfolg bei?“

„Ja, das denke ich.“, gab Franz souverän zurück.

„Also, halten Sie es für notwendig, eine Meute herumpöbelnder Braunhemden in fremden Häusern randalieren zu lassen und politischen Gegnern öffentlich zu drohen, um den Erfolg Hitlers anzukurbeln?“

„Nein! Das habe ich nie gesagt und das ist eine Lüge!“, Franz schaffte es nicht, sich zu beherrschen. „Es ist ja mal wieder typisch, dass Mitarbeiter der sozialistischen Zeitung nichts als Lügen in die Welt setzten.“

„Es gibt Augenzeugen- und Opferberichte, Herr Scheck“, antwortete der Reporter mit gelassener Stimme.

„Hitler hat es von allein an die Spitze geschafft. Er selbst hat nichts mit der SA und dem Stahlhelm zu tun.“

„Sie selbst sagten doch, dass diese Organisationen zu Hitlers Erfolg beigetragen haben. Da fällt es mir schwer zu glauben, dass sie nichts mit ihm zu tun haben sollen.“ In der Stimme des Journalisten ließ sich ironische Skepsis hören.

„Sie reißen meine Worte aus dem Kontext!“, brüllte Franz nun.

„Das tue ich nicht, Sie sagten es genauso. Alles was ich tat, war, Ihnen Fakten über die beiden Gruppen vorzulegen.“

Franz war kurz davor, den Reporter zu verprügeln. Er atmete tief durch, schloss die Augen und wendete sich ab. Er tauchte ein in die Menge seiner Kameraden, in der es keine Kritik, keinen Zweifel und keine Skepsis gab.

1938

In ihrem Traum stand Helga auf einer leeren Straße inmitten des funkelnden Berlins. Um sie herum war es dunkel und eine einzige Laterne war daran gedacht, dem Kopfsteinpflaster etwas Helligkeit zu bescheren. Helga blickte nach vorn. Niemand war da und nichts bewegte sich. Sie konnte hören, wie in den Bars in angrenzenden Straßen lauthals gesungen und gebrüllt wurde. Sie hörte ein altes Ehepaar in einer Wohnung im vierten Stock eines Mietshauses um die Ecke heftig streiten. Weit entfernt aus dem Süden konnte sie eine immer wieder klingelnde Fahrradglocke hören und eine männliche Stimme, die verärgert in ihren Bart hinein schimpfte.

Helga roch den beißenden Geruch von Straßenkatzen, die ihre frisch erlegte Beute in ihre Verstecke brachten. Sie roch den Rosenduft einer brennenden Kerze, deren Flackern sie aus einem geöffneten Fenster vernehmen konnte. Sie fühlte eine leichte Brise auf ihrer Haut sowie das Licht des Mondes, welches sie in seinen Schein hüllte.

Es war, als wären ihre Sinne in ihrem Traum stärker und empfindlicher. Sie sah sich um. Niemand links von ihr, nichts rechts von ihr, keine Anzeichen auf Fremdes hinter ihr. Sie drehte sich wieder nach vorne und erschrak, als sie einen Mann im grauen Anzug mit Pelerine und Aktenkoffer in die rechts gelegene Straße huschen sah. Ihr Instinkt trieb sie dazu an, ihm zu folgen. Weshalb, wusste sie nicht, aber ohne, dass sie einen Einfluss darauf hatte, bewegten sich ihre Beine in Richtung Zossener Straße, in die der Fremde abgebogen war. Als sie rechts abbog, konnte sie niemanden sehen, aber in den Fenstern einer alten Bar namens „Goliath“ brannte Licht, welches hell leuchtende Rechtecke auf das Straßenpflaster warf. Von innen war lautes Gerede zu hören, man schien heftig zu diskutieren. Helga näherte sich der Bar und blieb kurz vor einem der Fenster stehen, so dass sie einen verstohlenen Blick hineinwerfen konnte. Sie sah um die zwanzig Männer Mitte Vierzig, alle in grau gekleidet. Es wurde geraucht und lauthals debattiert, über was, das konnte sie nicht verstehen. Aber Helga spürte Wut in der Atmosphäre, Frustration und Verärgerung. Ein etwas älterer Mann stand von seinem Platz auf, zog etwas aus der Innenseite seiner Manteltasche und klatschte eine Zeitung auf den Tisch. Helga sah, dass es sich dabei um die Tageszeitung handelte, links oben stand das Datum: „Neunter November 1938.“ „Wie eigenartig,“ dachte sie, „Dabei ist der neunte erst morgen. Ach, das ist ja bloß ein Traum.“

Beim Anblick der Zeitung schüttelten die Herren in Grau¹ ihre Köpfe, verschränkten die Arme und schimpften vor sich hin. Nun hob der Besitzer der Zeitung diese so hoch, dass Helga die Schlagzeile lesen konnte: „Schon wieder ein Vergehen der Juden!“, und darunter „Stoppt dieses Gesindel, bevor es zu spät ist!“. Weiter unten war eine Fotografie zu sehen, die den durch jüdische Hand erschossenen Diplomaten Ernst vom Rath² zeigte. Dieser Mord hatte die deutsche Bevölkerung dazu veranlasst, ihren Hass gegenüber ihren jüdischen Mitbürgern tunlichst auszuleben und sie völlig aus ihren Kreisen auszugrenzen. Helga und ihre Familie hatten dies selbst erleben müssen, als ein Kunde ihrem Vater beim Bezahlen in dessen Laden ins Gesicht gespuckt hatte. Doch nun schien die Situation kurz vor der Eskalation zu stehen und sie, Helga, konnte rein gar nichts dagegen unternehmen.

In der Lokalität stieg der Lautstärkepegel dramatisch an, nun wurde rumgebrüllt und um sich her gefuchelt und niemand schien dem anderen zuzuhören. Helga entfernte sich vom „Goliath“ und lief die Straße zu Ende. Vor ihr lag nun das Kottbusser Tor, welches eine Vielzahl von Geschäften, Cafés und eine Unterführung zur Untergrundbahn bot. Aus dem Schacht, der zum unterirdischen Bahnhof führte, war das Ächzen der durch die düsteren Schächte unter Berlins Stadtspiegel brausenden Wagenzüge zu hören³, deren Lebenssinn darin bestand, fremde Menschen zu ihrem gewünschten Ziel zu bringen. Diese stiegen besinnungslos in den Bahnkörper ein, ertrugen das lärmende Rattern der Waggons und das Schreien der Schienen, die soeben befahren wurden, und verließen den Reisetransport ohne mehr Gedanken daran zu verschenken als bei ihrem Einstieg.

Ein tiefer, reißender Geruch stieg Helga in die Nase. Rauch, es roch nach Rauch. Doch nicht jener Rauch der aus der Glut einer angebrannten Zigarette hervortrat, sondern der Rauch, der von einem Brand in die Luft gestoßen wurde. Er kam aus dem Osten. Helga lief dem Geruch hinterher in Richtung Kreuzberg und machte vor der Synagoge⁴ halt. Das Gotteshaus stand in Flammen. Die Himmelskörper bekamen einen Schrei zu hören, der von tief unten aus der Seele eines vierzehnjährigen Mädchens kam. Helga selbst konnte sich nur schwer hören, all die Gedanken und Fragen in ihrem Kopf schienen viel zu laut. Um die Synagoge am Ufer herum hatte sich eine Menschenmenge versammelt, darunter unbetroffene Bürger, bestürzte Juden und hämisch grinsende NSDAP-Anhänger. Links des brennenden Gebäudes stand eine

¹ Angelehnt an die grauen Herren, Michael Ende, *Momo*, Hannover 1973

² <https://www.welt.de/geschichte/article121014676/Nazis-nutzten-den-Tod-eines-schwulen-Diplomaten.html>

³ Erich Kästner, *Fabian*, München 1931, S.183

⁴ <https://www.berlin.de/tourismus/insidertipps/5150504-2339440-synagogen-in-berlin-zeitzeugnisse-und-ne.html> , Synagoge am Fraenkelufer

Gruppe von Herren, ungefähr Mitte vierzig, in grauen Anzügen, das Geschehen beobachtend. Sofort erkannte Helga sie wieder. Die grauen Herren hatten sie in ihrem eigenen Traum verfolgt und hatten den für sie wichtigsten Ort in Asche verwandelt. Niemand versuchte den riesigen Brand zu löschen. Es war, als ob selbst die Opfer aufgegeben hätten. Helga war entsetzt und zugleich schwer enttäuscht.

Von weit her waren Sirenen zu hören. Aber wo wollten sie hin? Sie schienen sich vom Fraenkelufer zu entfernen. Die böse Vorahnung erreichte Helga und, so schnell sie konnte, lief sie den U-Bahn Schacht hinunter, stieg besinnungslos in die Bahn ein, ertrug den Gedanken an das, was sie wohl gleich erwarten würde, und verließ die Wagenbahn ohne weiter daran zu denken. Am Kurfürstendamm rannte sie die Treppen nach oben und sah die Hölle. Die Fenster zahlreicher jüdischer Geschäfte waren zerschlagen, die Glasscheiben glänzten wie Kristalle vom Boden auf. In grau, braun und grün gekleidete Männer jagten hilflose jüdische Ladenbesitzer, daneben die Gestapo, die die Ereignisse mit funkelnden Blicken an sich vorbei ziehen ließ. Jugendliche, die das Geschehen dem Anschein nach als unterhaltsam betrachteten, liefen durch die Straßen und riefen den Verfolgten Hassparolen nach. Zurufe, als wären es schon Steine⁵. Der bereits eskalierten Situation drohte die Eskalation.

Für Helga fühlte es sich an, als würde eine ganze Menschenmenge über ihr Gesicht trampeln. Als hätten diese Menschen nicht einmal bemerkt, aus was der Untergrund, den sie beliefen, bestand. Man griff seine Nachbarn, Freunde und Arbeitskollegen an, ohne mit der Wimper zu zucken. Diese Nacht holte die sadistischsten und perversesten Fantasien aus den Menschen heraus, die hier und jetzt die Möglichkeit hatten, diese auszuleben.

Neunter November 1938. Helga wachte, von Schweiß triefend, in ihrem Bett auf.

⁵ Erich Kästner, Fabian, München 1931, S.185

Genau siebzehn Stück waren es. Es waren jedes Mal genau siebzehn Stück, wenn er sie abzählte, dennoch tat er es immer wieder aufs Neue. Er tat es nicht, um sich Gewissheit darüber zu verschaffen, ob sich tatsächlich siebzehn Zigaretten, wie auf der Packung angepriesen, in der Schachtel befanden. Er tat es, um zu überprüfen, ob sich die Dinge seit dem Erwerb seiner letzten Zigaretenschachtel geändert hatten.

Er brannte sich eine Zigarette an und ließ die Packung zurück in die Seitentasche seines dunkelblauen Nadelstreifenjacketts¹ gleiten. Neu war es, passend zu seiner beige Hose im Fischgrätmuster². Neue Kleidungsstücke von ausreichender Qualität zu erwerben war schon seit Jahren so gut wie unmöglich. Die Nationalsozialisten hatten die Importe für Baumwolle beinahe vollständig eingestellt und nun wurde alles aus billigen Kunstfasern gefertigt.³ Sein Freund aus Kindeszeiten, Thorsten, hatte seit nunmehr vier Jahren die Schule nicht mehr besucht, hatte sein konservatives Elternhaus verlassen und war aus Protest Schneider geworden. Eine Berufsgruppe, die besonders schwer unter den miserablen Umständen im Dritten Reich litt. Es war unmöglich, legal an brauchbare Stoffe zu gelangen, und tat man es illegal, konnte man sie nicht auf dem Markt verkaufen, da dies sonst die Aufmerksamkeit der Nazis erregt hätte. Diese hätten dann die erforderlichen Papiere für das Beschaffen solcher Stoffe verlangt und war man nicht dazu in der Lage, jene Papiere vorzuweisen, drohte einem im schlimmsten Fall eine Gefängnisstrafe. In den Zeitungen war von den großen Erfolgen im Industriesektor zu lesen⁴, aber die Wirklichkeit wollte sich dem, was in den Zeitungen stand, einfach nicht anpassen. Von einem Erfolg konnte keineswegs die Rede sein. Gemeint waren selbstverständlich Betriebe, die ihre Waren für die Rüstungsindustrie herstellten. Die Waffenproduktion mit finanzieller Hilfe aus dem Ausland anzukurbeln, konnte nichts Gutes bedeuten. Doch leider war ein Großteil der Bevölkerung nicht imstande dies zu erkennen. Das Propagandaministerium gab sich alle Mühe, seine wahren Ziele zu vertuschen. Denen, die ihr absurdes Spiel mitspielten, ging es besser und die, die sich weigerten, wurden von Tag zu Tag weniger. Das war nichts, was man hätte Erfolg nennen können.

¹ <https://detlefsnotizblog.blogspot.com/2016/03/glanz-und-grauen-mode-im-dritten-reich.html>

² ebd.

³ ebd.

⁴ <https://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/dossier-nationalsozialismus/39551/wirtschaft-und-gesellschaft?p=all>

Die wenigen Kommunisten, die in Berlin noch im Untergrund aktiv waren, griffen mit ihrer geheimen Protestbewegung diese Schwachstelle ganz besonders gern an. Er hielt das für absurd. Was wollte man damit erreichen?

Er hasste den unüberwindbaren Konflikt zwischen den beiden Extremen, der den Menschen ihre Menschlichkeit nahm. Beide Seiten verhielten sich im Grunde genau gleich und unterschieden sich lediglich in ihren Feinden. Er selbst war den beiden Parteien gegenüber meinungslos, wie viele andere Deutsche auch. Die bequemste öffentliche Meinung ist noch immer die öffentliche Meinungslosigkeit⁵, pflegte sein Freund aus Kindeszeiten stets zu sagen.

Sein lieber Freund jedenfalls hatte letzten Sommer beschlossen, sich seine Stoffe im Untergrund zu besorgen, und so geriet auch er mit den Kommunisten in Kontakt. Mittlerweile hatte er sich der Gruppe angeschlossen und verkaufte seine Ware ausschließlich an sie.

Thorsten hatte auch ihn dazu bringen wollen, sich ihnen anzuschließen, aber dieses Treiben interessierte ihn nicht. Alles was ihn interessierte, waren seine genau sechzehn, er hatte ja bereits eine verbrannt, filterlosen Zigaretten in der Schachtel in der Seitentasche seines Jacketts.

Er ging nun die Franz-Körner-Straße⁶ entlang, vorbei an den Geschäften, die vergeblich versuchten, ihren bereits Mängel aufweisenden Waren einen schönen Anschein zu verleihen. Vorbei an den Propagandaplakaten der NSDAP: „Arbeiter, der Stirn, der Faust, wählt den Frontsoldaten Hitler!“. Das Regime konnte der Bevölkerung vorgaukeln, was es wolle, aber es konnte ihm nicht seine kleinen Freunde aus Tabak nehmen. Solange es bei ihrem Kauf stets siebzehn Stück waren, waren ihm die Umstände gleich. Zu seiner Rechten befand sich ein Lokal mit dem Namen „Bernds Stübchen“. Vor dem Eingang hing ein Schild: „geschlossen“. Er hatte den Besitzer des Lokals gut gekannt. Früher hatten sie viel Zeit miteinander verbracht, ähnlich waren sie sich gewesen. Manchmal, an leeren Tagen, dachte er an die Zeiten, die sie zusammen verbracht haben, wobei sich jedes Mal die Sehnsucht nach den gemeinsamen Freuden in ihm ausbreitete. Doch mit dem Gang der Zeit hatten sich diese Freuden in glühende Auseinandersetzungen verwandelt, bis es ihn zu dem Entschluss trieb, den gewohnten Menschen aus seinem Leben zu schneiden. Thorsten hatte ihn gefragt, ob es schwer für ihn gewesen war, seinen Vater nicht mehr zu kennen,

⁵ Erich Kästner, Fabian, München 1931, S.32

⁶ Straße in Berlin Neukölln

doch dazu hatte er keine Meinung gehabt. Die Umstände berührten ihn nicht, sein eigenes Wohlergehen war das, worauf er achtete. Was die Welt mitsamt ihren Menschen und deren Unmenschlichkeit trieb, war ihm gleich. Der Vater hatte sich denjenigen angeschlossen, welche Thorsten, „Verräter des wahren Sozialismus“, nannte. Ob diese Bezeichnung der Wahrheit entsprach, kümmerte ihn nicht.

Er erreichte das Haus und entdeckte auf der Türschwelle unter dem Eingangsbogen ein Journal . „Der Kampf hat begonnen - Einen Schritt weiter gen neuem Lebensraum im Osten!“, ließ die Schlagzeile verkünden, über ihr das Datum. Erster September 1939.⁷ Er ging nicht ins Haus. Er bog rechts in die Pintschallee ein und blieb vor einem kleinen Eckgeschäft mit purpurrot gefärbten Vordach stehen. Er schob die gläserne Eingangstür unter einem musikalischen Angriff der über der Tür hängenden Bronzeglocken vor sich her. Fünf RM und eine Zigarettenpackung der Marke Eckstein überquerten den Tresen. Er verließ das Geschäft und öffnete die Schachtel. Er begann zu zählen.

⁷ Beginn des Zweiten Weltkrieges; der Krieg begann mit dem Überfall deutscher Truppen auf Polen, Forum Geschichte 11 Bayern, Cornelsen-Verlag, Berlin 2009, S.179

1941

„Guten Morgen, mein Führer!“

„Kommen Sie herein, Theo!“ Hitler stand mit dem Rücken zur Tür vor dem weiten Fenster in der Mitte des Raumes.

Theo Morell trat ein und stellte seine Medizintasche auf den großen runden Tisch, auf dem ein Berg aus Akten und Papieren thronte.

„Fühlen Sie sich heute etwas besser?“, fragte der Arzt, während er ein halbes Dutzend kleiner Fläschchen mit farbigen Inhalten auf dem Tisch ausbreitete, die er aus seiner Tasche zauberte.

„Wenn ich es Ihnen sage, Theo. Jeden Tag eine neue Krise, noch bevor die alte bewältigt ist. Das ist nichts als eine Schande, ich wurde schwer enttäuscht“, lamentierte der Reichskanzler, die Frage ignorierend.

„Ich hörte, Fritz Todt stelle sich gut an. Die Wehrmacht scheint nun über die Munitionskrise hinweggekommen zu sein und neue Beschwerden wegen Rüstungsmängeln wurden auch nicht eingereicht“, versuchte Theo seinen Patienten zu besänftigen.

„Nun, Sie liegen nicht falsch, allerdings können wir der Bevölkerung immer noch keine Endlösung der Judenfrage vorzeigen. Sie wird von uns erwartet. Vielleicht haben Sie ja schon gehört, dass wir auch in den Besatzungsgebieten mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, vor allem im Osten. Rosenberg¹ ist unfähig, das wissen Sie genauso gut wie ich.“

„Ich hörte einmal Herrn Goebbels, wie er auf einer Feierlichkeit zu ihm sagte: „Wenn Sie in der Wüste regieren wird der Sand knapp.“ Ich denke, er spielte damit auf Rosenbergs Fiskalpolitik an“. Der Leibarzt brachte dem Führer einige der Fläschchen und wies ihn an, aus allen zu trinken.

„Goebbels riet mir damals davon ab, Rosenberg eine so hohe Position zuteil werden zu lassen. Aber ich hielt es für richtig, ihn nah an die Quelle zu setzen, so dass er nur meinem direkten Befehl untersteht. So bekommt man seine Feinde am besten unter Kontrolle, man macht sie zu Freunden“, intonierte Hitler, als er seinem Arzt die Fläschchen zurück gab.

„Ihre besten Freunde sind somit ihre größten Feinde? Hört, hört, mein Führer, ich bin wieder einmal beeindruckt von ihrem Genie.“

¹ Alfred Rosenberg, Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Wolfgang Benz, Geschichte des Dritten Reiches, München 2000, S.187

Er nahm die Fläschchen entgegen und sortierte sie sorgfältig wieder in seine ledernde Tasche ein. Die Beschäftigung war sinnlos, denn in etwa sechs Stunden würde er wieder hier aufschlagen und seinem Führer die gleichen Mengen der gleichen Medizin verabreichen. Sie hatten sich mit der Zeit fast verdoppelt, was wohl am Druck lag, dem Hitler seit Anfang des Jahres ausgesetzt war. Er hatte recht mit dem, was er sagte, überall brannte es und die Wehrmacht kam mit dem Löschen einfach nicht mehr hinterher.

„Wie schätzen Sie die Lage ein, Theo?“, fragte Hitler.

„Jegliche Einschätzung zum Kriegsgeschehen übersteigt meine Kompetenzen“, versuchte dieser der Frage auszuweichen.

„Ich bestehe darauf!“

„Jawohl, mein Führer. Ich denke, wir bekommen die kritische Situation im Osten wieder in den Griff. Sicher, es wird ein paar Wochen dauern, aber ich bin zuversichtlich, dass die Herren Reichskommissare alles daran setzen werden, die Germanisierung im Osten weiter fortzusetzen“, murmelte er, lauter konnte er nicht lügen.

Ein überlegenes, fast mitleidiges Lächeln glitt über das Gesicht des mächtigsten Mannes Europas. Schweigend ging er im Zimmer auf und ab.

„Theo“, begann er schließlich, „ es ist eine große Verantwortung an der Spitze einer Volksgemeinschaft zu stehen. Aber selbst die Verantwortung kann der Macht nicht widerstehen.“

„Mein Führer, schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt.“

Hitler warf seinem Arzt einen scharfen Blick zu. Dieser wusste, einen Fehler begangen zu haben.

1944

1943 sind 24 meiner Studenten an der Front gefallen.¹ Ich werde von nun an Buch darüber führen, wie viele dieses Jahr den Tod begrüßen werden, so dass ich Ende dieses Jahres genau sagen kann, wie voll der Sitzungssaal bei meiner nächsten Vorlesung sein wird. Zuhause ist viel los. Stets kommen fremde Besucher, bringen oder nehmen Essen, betrauern das zerstörte Heim und ziehen weiter. Gestern erst besuchte uns Professor Ulrich von der Mathematik. Er setzte sich auf das einzig heil gebliebene Möbelstück in meinem Haus, einen Sessel, und bat mich anschließend, ihm eine Zigarre aus dem Humidor zu bringen. Ich machte ihn mit meinen neuen Rauchgewohnheiten vertraut, indem ich ihm erzählte, wie der Humidor samt all meiner Zigarren und Zigarillos verbrannt war. Daraufhin ist er wortlos aufgestanden und machte die französische Fliege.² Es muss ihn schwer getroffen haben, denn es wird immer schwieriger, an Tabakwaren zu kommen. Ich habe letztens gehört, dass er angefangen hat, in die Kirche zu gehen; vielleicht um dort für mehr Tabak zu beten. Ich hatte schon immer so meine Differenzen mit Gott. Ich hab ihn jahrelang zu verstehen und zu rechtfertigen versucht, aber alles, was ich davon hatte, war ein Krieg. Deshalb habe ich die durchaus enttäuschende Theologie verlassen und mich in die Literatur verguckt. Ich möchte immer noch an Gott glauben, kann es aber nicht, denn dann könnte ich nicht an das Elend auf der Welt glauben. Nur, dass das Elend mein Nachbar ist und ich ihm täglich winke. Wie soll ich denn da noch an Gott glauben? Ich habe gehört, dass viele Geschäftsleute vom christlichen Glauben über den Vogel-Strauß-Optimismus hinüber zum hoffnungslosen Pessimismus³ konvertiert sind. Die Berliner Wirtschaft gibt es nicht mehr und ich glaube in den anderen Teilen Deutschlands sieht es nicht anders aus. Von außen sieht es so aus, als hätte sich ein surrealistischer Maler einen Scherz erlaubt. Dieselben Leute, die noch vor sieben Jahren mit erhobenen Häuption über den Kurfürstendamm liefen, stolzieren jetzt auf genau diesem Boulevard mit ihren Anzügen am Leib und ihren Aktenkoffern in der rechten Hand entlang. Nur die Umstände haben sich geändert. An den Straßenrändern liegen überall heruntergefallene Ziegelsteine, verbrannte Überreste von Innenausstattungen sowie der eine oder andere

¹ Ab August 1943 wurde die Wehrpflicht für Jungen unter 18 Jahren erweitert; Wolfgang Benz, Geschichte des Dritten Reiches, München 2000

² <https://www.openthesaurus.de/synonyme/%28die%29%20Fliege%20machen>

³ Nach der Vogel-Strauß-Politik, Ursula von Kardorff, Berliner Aufzeichnungen, München 1962, S.105

Mensch, der sich in seiner neuen chronischen Freizeit⁴ gerne auf den Straßen sieht. Das Beste jedoch ist, dass die Menschen, die man ganz allgemein als Geschäftsleute bezeichnen könnte, sozusagen mit unbekanntem Ziel verreisen. Ihre Arbeit gibt es schon lange nicht mehr, aber um den Zeitungen weiter die Gelegenheit zu bieten, über das fantastische Wirtschaftswachstum der letzten Jahre zu schreiben und die Artikel mit Bildern von schwer beschäftigten Leuten der Wirtschaft zu bestücken, tun sie alle so, als gingen sie irgendeiner relevanten Tätigkeit nach.

Levi⁵ und Gideon⁶ beobachten das Geschehen manchmal aus einem Versteck heraus. Levi empfindet dabei großes Mitleid, wie er mir sagt, aber Gideon findet das wohl furchtbar komisch und macht sich über die Menschen lustig. „Ich halte ihn für einen guten Menschen, er hat einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit, aber er richtet befangen, wenn es um die Deutschen geht.“, sagte Levi mal zu mir. Er ist eher der anhängliche Typ und ist seinem Freund immer treu bei der Seite. Ich hab mit der Zeit vergessen, warum ich die beiden bei mir wohnen lasse. Aber ich, glaube ich, will der Partei den Gefallen einfach nicht tun, sie ihnen auszuhändigen. Gideon war auch mal Student an der Uni, an der ich unterrichtete, aber sie haben ihn vor fünf Jahren rausgeworfen. Wie auch immer, es ist mir nie nach Langeweile zumute mit den beiden. Sie helfen mir im Haushalt, sofern man das Instandhalten einer Ruine noch so nennen kann, versuchen zu reparieren, was noch nicht vollkommen dem Erdboden gleich gemacht wurde, und klauen meine Kleidung. Ich schätze mal, dass der Krieg in ein bis zwei Jahren vorbei sein wird, da werde ich ihnen wohl wieder kündigen müssen. Selbst wenn die Partei bis dahin noch nicht aufgegeben hat, stehen dann die Russen vor der Tür.⁷

⁴ Erich Kästner, Fabian, München 1931, S.140

⁵ Namensbedeutung: Der Anhängliche, <https://www.elterngeld.de/levi/#gref>

⁶ Namenbedeutung: Der Holzfäller, <https://www.beliebte-vornamen.de/15009-gedeon.htm>

⁷ Ursula von Kardorff, Berliner Aufzeichnungen, München 1962, S.102

1945

Vier Minuten vor sechs. Elisabeth schritt langsam durch ihre Wohnung in Berlin Kreuzberg. Die Straßen waren bis auf wenige Stellen mit Häuserschutt übersät, überall lagen zerbrochene Holzbretter herum und es roch nach verbrannter Erde. An den Häuserfassaden klebten kleine Zettelchen, die um Hilfe bei der Suche nach vermissten Freunden, Verwandten und Geliebten baten.¹ Das laute Brummen eines Aeroplanes war zu hören, welcher mit voller Geschwindigkeit über die zerbrochene Hauptstadt sauste. Ein Luftangriff, das stand außer Frage. Aber nicht auf diese Stadt. Das Geräusch verschwand nach Süden, wahrscheinlich wollte es nach Bayern. Draußen piff ein eisiger Wind, der die wenigen Bäume, die noch übrig waren, durchwühlte, so dass der Schnee von ihren Zweigen hinunter auf das mittlerweile fast komplett zerstörte Kopfsteinpflaster fiel. Der kalte Januar machte die Situation für die Berliner Bevölkerung nicht besser. Essen gab es zwar noch genug, allerdings gingen den Leuten mit der Zeit die warmen Sachen aus. Seitdem das Regime vor einigen Jahren von wärmender Baumwolle auf billige Kunstfasern umgestiegen war, schützten einen die Wintermäntel, die es in den Geschäften zu kaufen gab, nicht mehr vor der Eiskälte, sondern waren gerade mal dazu imstande, ein kühles Lüftchen aufzuhalten.

Drei Minuten vor sechs. „Wo habe ich meinen Mantel?“, fragte Elisabeth sich. Behutsam durchquerte sie die Wohnung, vorbei an Bergen von Kartons, in die sie all ihre Habseligkeiten und die damit verbundenen Erinnerungen, die ihr noch geblieben waren, gepackt hatte. Der Umzugswagen müsste jeden Moment vor der Tür stehen. Über dem schwarzen Ledersessel hing ihr Pelz. Sie griff nach ihm, ließ sich aber in der Bewegung auf das alte Möbelstück plumpsen. Sie wollte nicht mehr hier sein. Seit Walter letztes Jahr verstorben war, kam ihr die Wohnung leer vor. Als wäre mit Walters Seele auch die Seele des gemeinsamen Zuhauses gegangen. Vielleicht fand sie sie ja eines Tages wieder. Vielleicht wartete eben diese Seele bereits in ihrem neuen Heim in New York auf sie.

Zwei Minuten vor sechs. „New York...“, ging es ihr durch den Kopf. Eigentlich war es niemandem im Reich gestattet auszureisen, aber zu ihrer eigenen Überraschung hatte Joachim von Ribbentrop² persönlich ihr Antragsschreiben unterzeichnet, nach Spanien zu reisen.³

¹ Informationstafel „Story of Berlin“ in Berlin, Charlottenburg

² Joachim von Ribbentrop seit 1938 deutscher Außenminister, <http://www.rheinische-geschichte.lvr.de/Personlichkeiten/joachim-von-ribbentrop/DE-2086/lido/57cd1e3dd4f6c3.12210230>

³ Bis April 1945 waren Passagierflüge noch bedingt gestattet

Von dort aus wollte sie über eine Schiffspassage in die Staaten gelangen. Elisabeth vermutete, dass von Ribbentrop irgendeinem höher gestellten Politiker einen Gefallen tat. Solche Taten waren zur gegebenen Situation äußerst praktisch. Der Krieg war nicht mehr zu gewinnen, auch wenn das Regime versuchte, es den Leuten so zu verkaufen.

Deutschland hatte sein Ziel nicht erreichen können, es hatte im großen Stil verloren und niemand wusste, was nach der Zäsur kam. Was auch immer es sein mochte, sie musste es nicht mehr mit ansehen. Sie musste nicht mit ansehen, wie ihre geliebte Heimat von den Alliierten belagert und ausgeraubt wurde. Es widerstrebte ihr, sich auszumalen, wie sie, sobald der Krieg verloren war, durch ein aufgelöstes, zertrümmertes und leeres Berlin streifte. Die Stadt glich bereits einem Trümmerhaufen, dabei hielten sich die feindlichen Truppen noch weit von ihr entfernt auf.

Eine Minute vor sechs. Elisabeth ließ ihre Augenlider fallen. In ihrem Kopf sah sie sich und Walter, wie sie gerade in die geräumige Wohnung im Dachgeschoss eingezogen waren. Sie trug ein königsblaues Samtkleid und goldenen Perlenschmuck. Walter war in Jackett und Hosenträgerhose gekleidet. Stets hatte sie sich um ihn gesorgt. Nie hatte er genug gegessen, immerzu verletzte er sich an irgendwelchen spitzen Gegenständen und im Schlaf röchelte er manchmal vor sich hin. Aber das Röcheln hatte sie an die Ausschläge eines Kardiogramms erinnert, dessen Ausschläge immer seltener zu hören waren. Elisabeth begann ihre Erinnerung mit ihrem eigenen Gesang musikalisch zu untermalen.

„Ich tanze meinen Namen in der Sonne, damit du die Schatten lesen kannst,
Die Strahlen kippen und wir sehen nur noch Gestalten.
Diese dürre Liebe mit all ihren Facetten,
Sie wird brechen auf den Brücken am Ende all deiner Lügen.“⁴

Sämtliche Gedanken schwirrten um ihren Kopf herum und ließen ihre Erinnerungen langsam verblassen. Würden die Deutschen zuletzt doch kapitulieren oder war ihr Stolz zu groß? Es war kein Geheimnis mehr, dass es nirgendwo, wo deutsche Truppen kämpften, besonders gut für sie aussah. Die Bevölkerung hatte in den letzten Jahren jegliche Hoffnung bestattet und wendete sich nun still vom Nationalsozialismus ab.

⁴ Birdy, Skippy love, 2011

„Wann endlich mag der Welten Band sich lösen⁵ und den Frieden freilassen?“, murmelte sie. Dies waren Worte aus einem Brief, den Walter ihr von Paris aus geschickt hatte. Dort war er stationiert gewesen und hielt zusammen mit seinen Soldaten die Pariser Bevölkerung in Zaum. Doch nun schien dies nicht mehr von Belang. Nichts war ihr geblieben, bis auf ihre Erinnerungen.

Sechs.

⁵ Friedrich Schiller, Maria Stuart, Weimar 1800, S.87 V.2529f.